

HEYNE <

Zum Buch

Der mächtige Eigentümer der schwächelnden Kalahari Swoopers beauftragt Mma Ramotswe mit ihrem neuesten Fall. Ihm ist unerklärlich, warum seine Mannschaft plötzlich so schlecht spielt, und seine einzige Erklärung lautet: Es muss einen Verräter im Team geben, der die Spiele absichtlich sabotiert. Mma Ramotswe soll ihn finden – was für sie allerdings umso kniffliger ist, als sie von Fußball keine Ahnung hat. Und auch ihre Kodetektivin Grace Makutsi ist keine große Hilfe, da sie sich ebenso wenig mit Fußball auskennt und zudem privat mächtig zu kämpfen hat. Hat es sich ihre Erzfeindin Violet Sephotho doch tatsächlich zum Ziel gesetzt, ihrem Verlobten den Kopf zu verdrehen! Oder warum sonst sollte sie sich in seinem Möbelgeschäft anstellen lassen – und dann noch ausgerechnet in der Bettenabteilung? Für weitere Unruhe sorgt Mma Ramotswes geliebter kleiner Lieferwagen, dessen Motor unheilverkündende Geräusche von sich gibt. Da hilft nur entspannt bleiben, Tee trinken und mit viel Herz und Verstand ein Problem nach dem anderen lösen.

Pressestimmen

»Die würdigste Krimiheldin, von der seit langem zu lesen war.«

Die Zeit

Zum Autor

Alexander McCall Smith, Jahrgang 1948, wuchs in Zimbabwe und Schottland auf und lebt in Edinburgh mit seiner Frau, zwei Kindern und einer Katze. Er war bis vor kurzem Professor für Medizinrecht. Er veröffentlichte zahlreiche Fach- und Kinderbücher, bevor ihm mit der Serie um Mma Ramotswe ein Welterfolg gelang. Die Romane dieser Reihe wurden in 42 Sprachen übersetzt und bereits über 25 Millionen Mal weltweit verkauft. Zuletzt bei Heyne erschienen: *Mma Ramotswe und der verschollene Bruder*.

Lieferbare Titel

Hausgeflüster, Das Herz des fremden Toten, Blaue Schuhe für eine Kobra, Mma Ramotswe und das verhängnisvolle Bett, Tür an Tür in der 44 Scotland Street, Mma Ramotswe und der verschollene Bruder

Alexander McCall Smith

Übles Spiel mit
Mma Ramotswe

ROMAN

Aus dem Englischen
von Verena Kilchling

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Tea Time for the Traditionally Built*
erschien bei Little, Brown, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2013
Copyright © 2009 by Alexander McCall Smith
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung der Illustrationen
von © Hannah Firmin
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-26570-7

www.heyne-verlag.de

Dieses Buch ist für Iain und Alison Bruce

I. *Mr. Molofololo*

Traditionell gebaute Menschen mögen nicht so aussehen, als seien sie gut zu Fuß, aber es hatte eine Zeit gegeben, in der Precious Ramotswe vier Meilen pro Tag gelaufen war. Vor vielen Jahren, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war und die Schule in Mochudi besucht hatte, die hoch über den weitverstreuten Häusern des Dorfes lag, war sie jeden Morgen zu Fuß zum Unterricht gegangen und hatte sich der kleinen Gruppe Kinder angeschlossen, die den Hügel hinaufwanderte, die Mädchen in blauen Kitteln, die Jungen in Kakihemden und kurzen Hosen, wie kleine Soldaten. Von dem Haus, in dem sie mit ihrem Vater und der älteren Cousine lebte, die sich um sie kümmerte, brauchte sie eine ganze Stunde, es sei denn, sie hatte Glück und durfte auf dem Wasserkarren mitfahren, der von Maultieren gezogen wurde und hin und wieder genau diese Strecke entlangfuhr. Der Fahrer des Wagens, mit dem ihr Vater als junger Mann in den Goldminen zusammengearbeitet hatte, kannte sie und verlangsamte immer die Fahrt, damit sie neben ihm auf den Fahrersitz klettern konnte.

Die anderen Kinder sahen neidisch zu und versuchten den Wasserkarren anzuhalten, um ihrerseits mitzufahren. »Ich kann nicht ganz Botswana mitnehmen«,

wehrte der Fahrer dann ab. »Wenn ich euch alle auf meinem Wagen mitnehmen würde, würden meine armen Mulis vor Erschöpfung sterben. Ihre Herzen würden zerspringen, das kann ich nicht zulassen.«

»Aber Precious sitzt doch auch da oben bei Ihnen!«, riefen die Jungs. »Was ist an ihr so besonders?«

Der Fahrer sah Precious an und zwinkerte ihr zu. »Sag ihnen, was an dir besonders ist, Precious. Erklär es ihnen.«

Mma Ramotswe war damals kaum acht Jahre alt und wäre vor Scham am liebsten im Erdboden versunken.

»Aber ich bin doch gar nichts Besonderes. Ich bin nur ein kleines Mädchen.«

»Du bist die Tochter von Obed Ramotswe«, sagte der Fahrer, »diesem großartigen Mann. Und deshalb fährst du hier oben mit.«

Er hatte natürlich recht – zumindest mit dem, was er über Obed Ramotswe gesagt hatte, der in jeder Hinsicht ein feiner Mensch war. Im zarten Alter von acht Jahren hatte Precious nur eine leise Ahnung von der Bedeutung ihres Vaters; später, als junge Frau, verstand sie immer besser, was es hieß, die Tochter von Obed Ramotswe zu sein. Aber damals auf dem Schulweg, ob sie nun hochherrschaftlich auf dem Wasserkarren thronte oder mit ihren Freunden am staubigen Straßenrand entlanglief, waren ihre Gedanken noch ganz von der Schule und den vielen Unterrichtsfächern in Anspruch genommen – der Geschichte Botswanas, von den Anfängen, als es noch Khamas Land war und riesige Löwen über seine Ebenen streiften, bis zum modernen Botswana, das bei seiner

Entstehung so etwas wie ein Kokon in einer gefährlichen Welt gewesen war; dem Schreibunterricht, bei dem die Buchstaben des Alphabets, lauter Wirbel und Spiralen, mit weißer Kreide auf eine uralte Tafel geschrieben wurden; dem Mathematikunterricht mit seinen verwirrenden Multiplikationstabellen, die man mühsam auswendig lernen musste – wo es doch für junge Menschen so viel Wichtigeres im Leben zu lernen gab.

Der Wasserkarren kam natürlich nicht besonders oft vorbei, und so begannen die meisten Tage mit einem anstrengenden Fußmarsch zur Schule und endeten mit einem langen Fußmarsch zurück. Manche Kinder hatten sogar einen noch längeren Schulweg als sie: In einer Klasse gab es einen Jungen, der sieben Meilen zur Schule lief und sieben Meilen zurück, sogar während der heißesten Monate, wenn die Sonne wie ein Fausthieb auf Botswana niederfuhr und die Rinder sich unter den Schatten spendenden Schirmen der Akazien zusammendrängten, weil sie es nicht wagten, sich auf der Suche nach den wenigen verbliebenen Grasbüscheln der Sonne auszusetzen. Für diesen Jungen war der tägliche Fußmarsch nicht der Rede wert. So etwas nahm man gerne auf sich, wenn man zur Schule gehen und die Dinge lernen wollte, die den eigenen Eltern verwehrt geblieben waren. Man beklagte sich nicht, selbst wenn man während der Regenzeit um ein Haar vom Blitz getroffen oder von den Sturzbächen davongerissen wurde, die sich in den eben noch ausgetrockneten Wasserläufen bildeten. Im damaligen Botswana beklagte man sich nicht.

Heute war das natürlich anders, und es waren diese Unterschiede zwischen früher und heute, die in Mma Ramotswe nach einem Gespräch mit Mma Makutsi das Vorhaben reifen ließen, wieder mehr zu Fuß zu gehen.

»Wir werden immer fauler, Mma Ramotswe«, sagte Mma Makutsi eines Nachmittags, als sie im Büro der *No. 1 Ladies' Detective Agency* ihre nachmittägliche Tasse Rotbuschtee tranken. »Ist Ihnen das auch schon aufgefallen? Wir werden immer fauler.«

Mma Ramotswe runzelte die Stirn. Manchmal machte Mma Makutsi Bemerkungen, die den klassischen Makel aller Verallgemeinerungen aufwiesen – nämlich, dass sie zu sehr verallgemeinerten. Die eben gemachte Beobachtung schien ihr ein gutes Beispiel dafür zu sein.

»Meinen Sie damit, dass Sie und ich immer fauler werden?«, fragte sie ihre Assistentin. »Falls ja, glaube ich nicht, dass Sie recht haben, Mma Makutsi. Nehmen Sie zum Beispiel diesen Vormittag: Wir haben unser Gutachten über die Datenschutzvorkehrungen in dem Kreditbüro fertiggestellt. Und wir haben viele Briefe geschrieben. Sechs oder sieben Stück, glaube ich. Das würde ich nicht als faul bezeichnen.«

Mma Makutsi hob protestierend die Hand. »Nein, Mma, das meinte ich nicht. Ich wollte damit nicht sagen, dass Sie und ich immer fauler werden. Zumindest nicht fauler als andere. Ich meinte alle Menschen.«

Mma Ramotswe hob eine Augenbraue. »Ganz Botswana?«

Mma Makutsi nickte. »Ja, das ganze Land. Und es betrifft nicht nur Botswana, Mma. Wir sind auch nicht schlimmer als andere. Im Gegenteil, ich bin mir sicher, dass es anderswo viel faulere Länder gibt. Was ich meinte, war, dass die Menschen im Allgemeinen immer fauler werden.«

Mma Ramotswe, die schon drauf und dran gewesen war, Botswana gegen Mma Makutsis Anschuldigungen zu verteidigen, entspannte sich. Wenn sich die Bemerkung auf die Menschheit im Allgemeinen bezog und nicht allein auf die Bewohner Gaborones, konnte sie Mma Makutsis Theorie zumindest zu Ende anhören. »Warum meinen Sie, dass die Leute immer fauler werden, Mma?«, fragte sie.

Mma Makutsi warf einen Blick durch die halb geöffnete Tür, die von der Detektei in die Werkstatt führte. Auf der gegenüberliegenden Seite der Werkstatt zeigte Mr. J.L.B. Matekoni seinen beiden Lehrlingen gerade ein Motorteil. »Sehen Sie die beiden Jungen dort draußen?«, fragte sie. »Charlie und ...«

»Fanwell«, soufflierte Mma Ramotswe. »Wir müssen endlich anfangen, ihn bei seinem richtigen Namen zu nennen. Es ist nicht nett, dass wir ihn immer wieder vergessen.«

»Ja, Charlie und ... Fanwell«, sagte Mma Makutsi. »Ein blöder Name, finden Sie nicht, Mma? Warum sollte jemand Fanwell heißen?«

Diesen Kommentar konnte Mma Ramotswe nicht so einfach durchgehen lassen. Mma Makutsi war zu streng mit den beiden Lehrlingen, besonders mit Charlie, dem

älteren. Zwischen den beiden kam es immer wieder zu erbitterten Wortwechseln, bei denen Charlie verächtliche Bemerkungen über Mma Makutsis große Brille zu machen pflegte und sie einmal sogar Warzenschwein genannt hatte. Das war nicht in Ordnung gewesen, was Mma Ramotswe durchaus deutlich gemacht hatte, aber sie hatte ihm ebenso zugestehen müssen, dass Mma Makutsi ihn provoziert hatte. »So sind junge Männer nun mal«, hatte sie zu Mma Makutsi gesagt. »Sie haben nichts als laute Musik und Mädchen im Kopf. Stellen Sie sich vor, Sie müssten mit so viel Unsinn im Kopf herumlaufen.«

Damals hatte sie Charlie verteidigt, jetzt war es Fanwell, der ihrer Fürsprache bedurfte. Sie fand es nicht richtig, dass Mma Makutsi sich über seinen Namen amüsierte. »Das könnte man doch über jeden Namen sagen, Mma Makutsi. Der Junge kann schließlich nichts dafür. Die Eltern sind diejenigen, die ihren Kindern blöde Namen geben. Die Eltern sind schuld.«

»Aber *Fanwell*, Mma Ramotswe? Was für ein bescheuerter Name! Warum haben sie ihn nicht gleich ›Antriebswelle‹ genannt, oder ›Fahrwerk‹? Wären das nicht gute Namen für einen Mechanikerlehrling? Haha! ›Fahrwerk‹. Das wäre wirklich lustig.«

»Nein, Mma Makutsi«, tadelte Mma Ramotswe. »Wir dürfen uns nicht über die Namen unserer Mitmenschen lustig machen. Es gibt sicher auch Leute, die *Ihren* Namen komisch finden: Grace. Ich natürlich nicht, aber solche Leute gibt es bestimmt.«

Mma Makutsi tat den Einwurf geringschätzig ab:

»Dann sind diese Leute aber ganz schön dumm. Die sollten es eigentlich besser wissen.«

»Genau dasselbe würde Fanwell wahrscheinlich auch über Menschen sagen, die seinen Namen komisch finden«, belehrte Mma Ramotswe sie.

Mma Makutsi musste ihr recht geben, wenn auch widerwillig. Sie und Mma Ramotswe konnten sich glücklich schätzen mit ihren relativ normalen Namen Grace und Precious, aber sie kannte auch Altersgenossen, die nicht dieses Glück hatten und deren Eltern ihnen Namen aufgehalst hatten, die schlicht lächerlich waren. Ein Junge aus ihrer Schule hatte einen setswanischen Namen gehabt, der *Pass auf, die Polizei ist da!* bedeutete. Der arme Junge war der Hohn der ganzen Klasse gewesen und hatte vergeblich versucht, seinen Namen zu ändern. Aber Namen bleiben ebenso hartnäckig haften wie falsche Anschuldigungen, und so hatte er mit dieser unglückseligen Bürde durchs Leben gehen müssen, an die er jedes Mal, wenn er persönliche Angaben auf einem Formular machen musste, erinnert wurde; er wendete dann immer den Blick ab, damit die Person, die das ausgefüllte Formular durchlas, Gelegenheit zum Schmunzeln hatte, was sie auch unweigerlich tat.

»Selbst wenn sie nichts für ihre Namen können«, sagte Mma Makutsi, »für ihr Verhalten können diese Jungs sehr wohl etwas, Mma. Daran besteht gar kein Zweifel. Und diese beiden Kerle sind stinkfaul, Mma. Sie sind das perfekte Beispiel für meine These.«

Sie blickte ihre Chefin streng an, als wollte sie sie

herausfordern, ihr zu widersprechen. Mma Ramotswe ging nicht in die Falle; sie bewunderte die jüngere Frau für ihr Durchsetzungsvermögen und war irgendwann zu der Erkenntnis gelangt, dass es nichts brachte, sich mit ihr anzulegen, wenn sie mitten in einem ihrer Vorträge steckte. Mma Ramotswes Ansicht nach war es ohnehin am besten, die Leute ausreden zu lassen. Wenn sie dann fertig und vielleicht sogar ganz außer Atem waren, konnte man immer noch einen sanften Widerspruch äußern.

Mma Makutsi spähte in Richtung Werkstatt und senkte die Stimme. »Haben Sie diese beiden jungen Männer je laufen sehen?«, fragte sie.

Mma Ramotswe runzelte die Stirn. Natürlich hatte sie die Lehrlinge laufen sehen; sie liefen in der Werkstatt herum, kamen ins Büro, um sich ihren Tee zu holen, gingen zu dem Baum hinüber, unter dem Mr. J.L.B. Matekonis Lastwagen geparkt war. Sie wies Mma Makutsi darauf hin, ganz behutsam, aber offenbar nicht behutsam genug, denn von der anderen Seite des Raums schlug ihr entschiedener Widerspruch entgegen.

»Nicht diese Art von Laufen«, protestierte Mma Makutsi. »Jeder kann durch ein Zimmer gehen oder in einer Werkstatt herumlaufen. Jeder, Mma. Sogar diese beiden faulen jungen Männer. Ich spreche davon, von einem Ort zum anderen zu laufen. Zur Arbeit zum Beispiel. Von der Stadtmitte zum Nationalstadion. Von Kgale Siding nach Gaborone. Diese Art von Laufen.«

»Das sind aber keine kurzen Spaziergänge«, erwiderte Mma Ramotswe. »Obwohl man, glaube ich, gar nicht

so lange bräuchte, um vom Zentrum zum Stadion zu kommen. Vielleicht fünfundzwanzig Minuten, wenn es nicht zu heiß wäre.«

Mma Makutsi rümpfte die Nase. »Woher wollen Sie das wissen?«, fragte sie. »Heutzutage weiß doch niemand mehr, wie lange man irgendwohin braucht, weil wir alle nicht mehr zu Fuß gehen, Mma. Wir wissen, wie lange man mit dem Auto braucht. Wir wissen, wie lange der Minibus braucht. Aber wir wissen nicht, wie lange man zu Fuß brauchen würde.«

Mma Ramotswe dachte schweigend darüber nach. Ihr war seit Langem klar, dass Mma Makutsis Vorträge oft ein Körnchen Wahrheit enthielten, manchmal sogar mehr als eins.

»Und noch etwas, Mma Ramotswe«, fuhr Mma Makutsi fort. »Sie haben doch sicher schon von der Evolution gehört, oder? Was passiert, wenn wir alle weiter so faul sind und überall mit dem Auto hinfahren? Das kann ich Ihnen sagen, Mma: Uns wachsen Räder. Das ist so in der Evolution.«

Mma Ramotswe lachte. »Ganz sicher nicht, Mma!«

Aber Mma Makutsi meinte es ernst. »Oh doch, Mma Ramotswe. Unsere Finger haben sich schließlich auch so entwickelt, dass wir Schreibmaschine tippen können. Das ist allseits bekannt. Warum sollten sich unsere Beine also nicht auf dieselbe Art entwickeln? Ich glaube, dass sie irgendwann kreisförmig werden und anfangen, sich zu drehen. Genau das wird passieren, Mma, wenn wir nicht aufpassen.«

Mma Ramotswe konnte sich ein Lächeln nicht ver-

kneifen. »Nun, ich glaube nicht, dass das passieren wird, Mma.«

Mma Makutsi machte einen Schollmund. »Wir werden ja sehen, Mma.«

Mma Ramotswe hätte beinahe gesagt: *Das werden wir eben nicht, Mma Makutsi, weil die Evolution viel Zeit braucht, und Sie und ich nicht mehr da sein werden, um das Ergebnis zu begutachten.* Aber sie schwieg, weil Mma Makutsis These eine Saite in ihr zum Klingen gebracht hatte; sie wollte noch ein wenig darüber nachdenken. Wann war sie selbst zuletzt irgendwohin zu Fuß gegangen? Es war ernüchternd, dass sie sich nicht daran erinnern konnte. Normalerweise machte sie kurz nach Sonnenaufgang und manchmal auch abends einen kleinen Spaziergang durch ihren Garten, aber das war kein sehr weiter Weg, und sie verbrachte oft mehr Zeit damit, die Pflanzen anzuschauen oder herumzustehen und nachzudenken, als damit, sich wirklich zu bewegen. Für alles andere benutzte sie ihren winzigen weißen Lieferwagen, mit dem sie jeden Morgen zur *No. 1 Ladies' Detective Agency* fuhr und jeden Abend wieder zurück nach Hause. Und wenn sie zum Einkaufen in die River Walk Mall wollte, in den Supermarkt, in dem die dramatische Verfolgungsjagd mit dem Einkaufswagen stattgefunden hatte, fuhr sie mit dem Auto dorthin und parkte so nah wie möglich am Eingang, damit sie nicht quer über den Parkplatz gehen musste. Sie war also ein ebenso gutes Beispiel für Mma Makutsis These wie jeder andere. Genau wie Mma Potokwani, die Leiterin der Waisenfarm, die überall mit dem alten Kleinbus hinfuhr, mit dem sie

auch die Kinder transportierte; und dasselbe galt für Mr. J.L.B. Matekoni, der sogar einen noch größeren Beitrag zu dieser Epidemie der Faulheit leistete, weil er Autos und Lieferwagen reparierte und es den Menschen so ermöglichte, Fußmärsche zu vermeiden.

Ja, Mma Makutsi hatte recht, zumindest ein wenig, wenn auch nicht in allem. Das Auto hatte Botswana verändert; es hatte jeden Ort auf der Welt verändert, und Mma Ramotswe war sich ganz und gar nicht sicher, ob es eine Veränderung zum Besseren gewesen war.

Ich werde wieder mehr zu Fuß gehen, nahm sie sich vor, denn es genügt nicht, ein Problem nur zu benennen. Es gab jede Menge Leute, die gut darin waren, auf die Übel dieser Welt hinzuweisen, aber wenn es darum ging, Lösungen zu finden, versagten sie. Mma Ramotswe wollte auf keinen Fall zu diesen Sofakritikern gehören. Sie würde etwas tun. Sie würde anfangen, zur Arbeit zu laufen, und zwar an ... drei Tagen in der Woche, hätte sie beinahe beschlossen, fand dann aber doch, dass zwei Tage genügten. Und gleich morgen würde sie damit anfangen.

Als sie an diesem Abend nach Hause fuhr, wurde sie unverhofft wieder an ihr Vorhaben erinnert. Nicht etwa, weil sie sich Mma Makutsis Behauptung über die Faulheit der Menschen noch einmal durch den Kopf gehen ließ, sondern weil der winzige weiße Lieferwagen wie so oft in den vergangenen Monaten ein eigenartiges Geräusch von sich gab, das dieses Mal lauter war als je zuvor. Es passierte, als sie in den Zebra Drive abbog. Abzweigungen bedeuteten immer eine besondere Anstrengung

für den winzigen weißen Lieferwagen, was mit seiner Federung zu tun hatte und mit dem, was Mr. J.L.B. Matekoni einmal diplomatisch »Lastenverteilung« genannt hatte. Mma Ramotswe hatte sich den Ausdruck durch den Kopf gehen lassen und dann – vielleicht etwas unverbäumt – gefragt: »Und die Last bin ich, wenn ich das richtig sehe, Mr. J.L.B. Matekoni?«

Er hatte den Blick abgewendet, um seine Verlegenheit nicht zu zeigen. »So könnte man es sagen, Mma Ramotswe. Andererseits stellen wir alle eine Last für Fahrzeuge dar. Sogar diese mageren Frauen mit Modelfigur wären eine Last ...« Er hatte den Satz abgebrochen. Ich mache alles nur noch schlimmer, hatte er gedacht, während Mma Ramotswe ihn abwartend angesehen hatte.

Als ersichtlich wurde, dass er nichts mehr hinzuzufügen gedachte, hatte Mma Ramotswe das Wort ergriffen: »Ja, Mr. J.L.B. Matekoni, solche Frauen gibt es. Und leider werden sie immer zahlreicher. Es gibt heutzutage sehr viele von ihnen.« Sie machte eine Pause. »Aber vielleicht verschwinden sie auch einfach wieder. Sie werden immer modischer und immer magerer, bis sie eines Tages ... hui ... vom Wind davongeweht werden.«

Diese Bemerkung hatte die Anspannung gelöst, und sie hatten beide gelacht. »Das haben sie dann davon«, hatte er gesagt. »Sie werden davongeweht, während andere Frauen immer noch da sind, weil der Wind nicht stark genug ist, um sie ...« Wieder hatte er mitten im Satz abgebrochen, und wieder hatte ihn Mma Ramotswe abwartend angesehen.

Was auch immer er hatte sagen wollen, die Lastenverteilung führte in ihrem Fall offensichtlich zu Problemen. Aber als der Lieferwagen nun wieder sein beunruhigendes Geräusch von sich gab, war ihr sofort klar, dass es diesmal nichts mit der Federung oder ihrer traditionellen Statur zu tun haben konnte. Das Geräusch rührte von einem grundlegenden Übel tief im Inneren des Motors her; der winzige weiße Lieferwagen hatte ein krankes Herz.

Sie nahm den Fuß vom Gaspedal, um zu sehen, ob es besser wurde, aber sie erreichte nur, dass das Klopfgeräusch etwas leiser wurde. Und als sie den Fuß aufs Gaspedal zurücksetzte, wurde das Geräusch wieder lauter. Nur bei sehr geringem Tempo, das kaum über Schrittgeschwindigkeit hinausging, verschwand das Geräusch vollständig. Es war, als wollte ihr der Lieferwagen mitteilen: *Ich bin alt. Ich kann mich zwar noch bewegen, aber nur in einem Tempo, das einem sehr alten Lieferwagen angemessen ist.*

Sie fuhr weiter den Zebra Drive entlang und steuerte den Lieferwagen so behutsam auf ihr Grundstück, wie eine Krankenschwester einen todkranken Patienten den Krankenhausflur entlangschieben würde. Sie parkte unter dem gewohnten Baum neben dem Haus und kletterte vom Fahrersitz. Während sie ins Haus ging, überlegte sie hin und her, was sie tun sollte. Sie war mit einem Mechaniker verheiratet, eine Lage, um die sie jede andere Frau beneidet hätte, vor allem, wenn ihr Auto eine Panne hatte. Mechaniker gaben gute Ehemänner ab, genau wie Zimmermänner und Klempner – das war all-

seits bekannt –, und jede Frau, der so ein Mann einen Heiratsantrag machte, tat gut daran, ihn anzunehmen. Aber für jeden Vorteil, den ein Mann mitbrachte, schien es auch immer einen dazugehörigen Nachteil zu geben. Bei einem Mechanikerehemann konnte man sich darauf verlassen, dass er wusste, wie man ein altes Auto wieder zum Laufen brachte, aber man konnte sich genauso sicher darauf verlassen, dass er einem stattdessen ein neues Auto andrehen wollte. Mechaniker waren – bei technischen Dingen – nur selten mit dem zufrieden, was sie vor sich hatten, und verlangten dementsprechend oft von ihren Kunden, oder in diesem Fall von ihren Frauen, dass sie ihr Auto durch ein neues ersetzen. Mma Ramotswe wusste genau, was Mr. J.L.B. Matekoni antworten würde, wenn sie ihm erzählte, dass der winzige weiße Lieferwagen ein seltsames Geräusch machte. Sie kannte seine Meinung dazu.

»Es wird Zeit, den Lieferwagen durch ein neues Auto zu ersetzen, Mma Ramotswe«, hatte er erst vor ein paar Monaten gesagt, um anschließend hinzuzufügen: »Kein Fahrzeug hält für immer, weißt du.«

»Das weiß ich, Mr. J.L.B. Matekoni«, hatte sie geantwortet. »Aber es ist sicher nicht richtig, ein Fahrzeug auszumustern, in dem noch so viel Leben steckt. Das ist nicht sehr verantwortungsbewusst, finde ich.«

»Dein Lieferwagen ist schon über zwanzig Jahre alt«, hatte er erklärt. »Zweiundzwanzig, glaube ich. Das ist ungefähr halb so alt wie Botswana.«

Das war kein sehr kluger Vergleich gewesen, und Mma Ramotswe hatte sich sofort darauf gestürzt: »Du

würdest Botswana also auch ersetzen?«, hatte sie gefragt. »Wenn ein Land alt wird, sagst du: ›Das reicht, lass uns ein neues Land kaufen‹? Ich muss mich doch sehr wundern, Mr. J.L.B. Matekoni!«

Damit hatte das unbefriedigende Gespräch geendet. Mma Ramotswe wusste also genau, dass es einem Todesurteil gleichkam, wenn sie den Lieferwagen an Mr. J.L.B. Matekoni verriet. Darüber dachte sie nach, während sie an diesem Abend die Kartoffeln für das Familienessen zubereitete. Im Haus war es still: Mr. J.L.B. Matekoni würde erst spät kommen, weil er ein Auto nach Lobatse auslieferte und dort ein anderes abholte. Die beiden Pflegekinder, Puso und Motholeli, waren in ihre Zimmer gegangen, um ihre Hausaufgaben in Angriff zu nehmen. Zumindest dachte Mma Ramotswe das, bis sie Gelächter den Flur herabschallen hörte. Bestimmt lachten die beiden gemeinsam über einen Witz oder erinnerten sich an etwas Lustiges, das an diesem Tag in der Schule passiert war. Vielleicht hatte ein Klassenkamerad etwas Witziges gesagt oder einem unbeliebten Lehrer einen Streich gespielt.

Das Gelächter wurde plötzlich lauter und ging dann in Kichern über. Die Hausaufgaben mussten bis zum Abendessen gemacht sein, so lautete die Regel. Da war zu viel Gelächter eher hinderlich. Mma Ramotswe legte den Kartoffelschäler beiseite und ging nachsehen.

»Motholeli?«, fragte sie vor der Tür des Mädchenzimmers.

Das Kichern, das aus dem Zimmer gedrungen war, verstummte abrupt. Nachdem sie leise geklopft hatte –

Mma Ramotswe respektierte die Privatsphäre der Kinder –, machte sie die Tür auf.

Motholeli saß in ihrem Rollstuhl neben dem kleinen Arbeitstisch und tuschelte mit einem Mädchen gleichen Alters, das auf dem Stuhl neben dem Bett saß. Die beiden hatten anscheinend hemmungslos gelacht, denn in ihren Augen standen noch die Lachtränen, wie Mma Ramotswe bemerkte.

»Eure Hausaufgaben sind heute wohl besonders lustig«, sagte sie.

Motholeli warf ihrer Freundin einen verschwörerischen Blick zu und sah dann wieder zu Mma Ramotswe. »Das ist meine Freundin«, sagte sie. »Sie heißt Alice.«

Mma Ramotswe blickte zu dem anderen Mädchen hinüber, das höflich aufstand und den Kopf senkte. Nachdem sie sich begrüßt hatten, setzte sich die kleine Besucherin wieder hin.

»Hast du deine Hausaufgaben gemacht, Motholeli?«, fragte Mma Ramotswe.

Motholeli antwortete, sie habe alles fertig, und es sei ganz einfach gewesen, so einfach, dass selbst Puso die Aufgaben hätte machen können, obwohl er einige Jahre jünger war.

»Unsere Hausaufgaben waren deshalb so einfach«, erklärte Alice, »weil die Lehrerin, die sie uns aufgegeben hat, nicht besonders intelligent ist. Sie kann nur einfache Aufgaben stellen.«

Diese Feststellung hatte erneutes Kichern zur Folge, und Mma Ramotswe musste sich auf die Lippen beißen, um nicht mitzukichern. Aber sie durfte sich an

dieser Heiterkeit auf Kosten einer Lehrerin nicht beteiligen. Lehrer verdienten Respekt – so war es in Botswana immer gewesen –, und wenn die Kinder sie für unintelligent hielten, war das diesem Respekt kaum förderlich.

»So dumm kann diese Lehrerin gar nicht sein«, sagte Mma Ramotswe. »Lehrer müssen Prüfungen absolvieren, sie sind sehr gebildet.«

»Die nicht«, sagte Motholeli, was bei den beiden Mädchen einen erneuten Lachanfall auslöste.

Mma Ramotswe gab es auf. Es brachte nichts, Mädchen vom Kichern abhalten zu wollen, so waren sie nun mal. Da hätte man genauso gut versuchen können, Männer vom Fußballspielen abzuhalten. Beim Vergleich mit Fußball fiel ihr ein, dass Mr. Leungo Molofololo am nächsten Vormittag um zehn einen Termin bei ihr hatte. Mma Ramotswe war es gewöhnt, bekannte Persönlichkeiten bei sich zu empfangen, aber Mr. Molofololo war ein besonders wichtiger Klient. Er hatte nicht nur ein großes Haus in Phulukane – ein Haus, dessen Bau viele Millionen Pula verschlungen haben musste –, sondern besaß auch das Vertrauen so ziemlich jeder einflussreichen Persönlichkeit im Lande. Mr. Molofololo nannte die beste Fußballmannschaft Botswanas sein Eigen, und das zählte in der Welt der Männer mehr als alles andere.

»Er ist auch nur ein Mann«, hatte Mma Makutsi gesagt, nachdem Mr. Molofololos Sekretärin angerufen hatte, um den Termin auszumachen. »Die Tatsache, dass er eine Fußballmannschaft hat, spielt überhaupt keine

Rolle, Mma. Er ist genauso wie jeder andere Mann auch.«

Mma Ramotswe war anderer Ansicht. Mr. Molo-fololo war kein gewöhnlicher Mann; er war Mr. Fußball.

2. *Laufen ist gut für die Gesundheit – und für Botswana*

Am nächsten Morgen verkündete Mma Ramotswe Mr. J.L.B. Matekoni beim Frühstück, dass sie an diesem Tag zur Arbeit laufen würde. Diese Entscheidung hatte sie etwa eine Stunde zuvor bei ihrem üblichen Spaziergang durch den Garten getroffen, kurz nachdem sie die Papayabäume inspiziert hatte, die die Grenze zwischen ihrem Grundstück und der kleinen Brachfläche dahinter markierten. Sie hatte die Bäume selbst gepflanzt, als sie in den Zebra Drive gezogen war und der Garten aus nichts als harter Erde, Gestrüpp und Unkraut bestanden hatte. Jetzt bogen sich die Bäume unter den schweren gelben Früchten, die sie bald pflücken und genießen würde. Sie mochte Papayas, aber weder Mr. J.L.B. Matekoni noch die Kinder teilten diese Vorliebe, daher würden sie ihr ganz alleine gehören, ein Privatvergnügen, das sie sich mit Orangensaft zu Gemüte führen würde, und vielleicht mit ein wenig Zucker darauf.

Neben den Papayabäumen stand eine Akazie, auf der die Vögel auf ihren Flugreisen gerne eine Pause einlegten. In dieser Akazie hatte Mr. J.L.B. Matekoni einmal eine lange grüne Schlange entdeckt, die sich um einen Ast gewunden hatte und den Schwanz wie einen verlän-

gerten Zweig hatte herabbaumeln lassen, so dass ein unaufmerksamer Besucher ihn leicht hätte streifen können. In Botswana war der Anblick von Schlangen etwas Alltägliches, aber die armen Tiere wurden trotzdem nie in Ruhe gelassen. Mma Ramotswe tötete nicht gerne Schlangen und stimmte vollkommen mit dem kürzlich veröffentlichten Appell der Naturschutzbehörde überein, der dazu aufrief, nichts gegen Schlangen zu unternehmen, solange sie nicht in die Häuser kamen. Sie haben ihre Berechtigung, hatte der Beamte gesagt, denn wenn es keine Schlangen gäbe, gäbe es mehr Ratten, und die Ratten würden mit der mühsam eingebrachten Ernte der Bauern kurzen Prozess machen.

Diese Botschaft widersprach jedoch den tiefsten Instinkten der meisten Menschen. Mma Makutsi beispielsweise hatte nichts für Schlangen übrig und hätte keine Sekunde gezögert, einer Schlange den Garaus zu machen, wenn sich ihr die Gelegenheit dazu geboten hätte.

»Die Regierung hat gut reden, Mma Ramotswe«, hatte sie gesagt. »Haben Sie jemals gesehen, dass eine Schlange in ein Regierungsbüro eingedrungen wäre? Diese Regierungsleute müssen nicht mit Schlangen leben wie die Menschen in den Dörfern oder bei den Rinderweiden. Wenn man die Leute auf dem Land fragt, ob man was gegen Schlangen tun soll, bekommt man eine ganz andere Antwort.«

Dann war sie dazu übergegangen, Mma Ramotswe von einem Vorfall zu erzählen, von dem sie behauptete, dass er sich während ihrer Kindheit in Bobonong zuge-

tragen hatte. Eine große Schlange, eine Mamba, hatte auf einem Baum neben einem viel benutzten Pfad Quartier bezogen. Von diesem Baum aus hatte sich die Schlange auf einen vorbeigehenden alten Mann fallen lassen, was tragische Folgen gehabt hatte. Niemand überlebte den Biss einer Mamba, schon gar nicht ein alter Mann. Wie, wollte sie von Mma Ramotswe wissen, habe man das Problem wohl gelöst?

Mma Ramotswe dachte einen Moment nach. »Eine der Frauen aus dem Dorf hat wahrscheinlich einen großen Topf Porridge gekocht«, sagte sie. »Kochend heiß. Die Frau legte sich ein Tuch auf den Kopf und balancierte darauf den Topf mit dem Haferbrei. Dann stellte sie sich damit unter den Baum und lockte die Schlange. Mambas finden so etwas sehr unhöflich, sind aber neugierig. Die Schlange ließ sich also in den Topf mit Porridge hinunterfallen und verbrannte sich. Ich könnte mir vorstellen, dass es so abgelaufen ist, Mma.«

Mma Makutsi starrte sie mit großen Augen an. »Das ist ja unglaublich, Mma! Genauso war es. Wie haben Sie das erraten?«

Mma Ramotswe lächelte, sagte jedoch nichts. Sie verriet Mma Makutsi nicht, dass die Geschichte schon sehr alt war und sie sie von einer Tante gehört hatte, die sie vermutlich von ihrer Mutter erzählt bekommen hatte. Es gab viele solche Geschichten, und vielleicht hatten sich einige von ihnen vor langer Zeit tatsächlich so zgetragen. Andere waren wohl erfunden, hatten aber durch die Jahre, die ins Land gezogen waren, einen Anstrich von Wahrheit erhalten, und die Menschen erzähl-

ten sie nun in dem guten Glauben weiter, dass sie wirklich passiert waren.

Mma Ramotswe blickte zu ihrer Akazie hinauf. Es hätte sie nicht gewundert, wenn sich wieder eine Schlange darin verborgen gehalten hätte; die Natur war voll von schlangengleichen Formen und Farben – lange, gewundene Äste und Zweige, Gras von der Farbe einer Schlange, das sich genauso im Wind bewegte, wie eine Schlange sich bewegen würde. Es war so leicht für Schlangen, sich zu verstecken und uns Menschen von ihrem Versteck aus still und leise zu beobachten, während ihre Zungen vor- und zurückzüngelten, um unseren Geruch aufzunehmen, und ihre winzigen pechschwarzen Augen vor Bosheit glänzten; sie waren da, aber die beste Art und Weise, sich mit ihnen zu befassen, bestand darin, sich eben *nicht* mit ihnen zu befassen – da war sich Mma Ramotswe sicher. Wenn wir Schlangen in Ruhe ließen, hielten sie sich von uns fern. Erst wenn wir in ihre Welt eindringen, bissen sie uns, und wer hätte es ihnen verübeln können? Mit dem Leben im Allgemeinen war es dasselbe, dachte Mma Ramotswe. Wenn wir uns über schwierige Themen den Kopf zerbrachen, machten wir meist alles noch schlimmer. Es war viel besser zuzulassen, dass sich die Dinge von allein lösten.

Sie entfernte sich von der Akazie und wanderte langsam zurück zum Haus. Es war ein schöner Tag – nicht zu warm, aber mit einer sanften, fast unmerklichen Brise, die leicht wie eine Feder über die Haut strich. Diese Art von Wind ließ den Sand, wo er war, nicht wie die heißen Winde, die Staub und Streusand im Gepäck hat-

ten und die Augen zum Tränen und Brennen brachten. Ein guter Tag für einen Fußmarsch, dachte Mma Ramotswe. Heute würde der erste Tag sein, an dem sie zu Fuß ins Büro und am späten Nachmittag wieder zurück nach Hause ging.

Mma Ramotswe war stets auf unbedingte Ehrlichkeit bedacht, was jedoch nicht bedeutete, dass sie über Selbstbetrug erhaben war. Hätte sie ihre Beweggründe genauer unter die Lupe genommen, hätte sie vielleicht zugeben müssen, dass das wahre Motiv für ihren Beschluss weniger die feste Absicht war, sich nicht der Faulheit zu ergeben, als vielmehr die Erkenntnis, dass es im Moment am besten war, den winzigen weißen Lieferwagen nicht zu beanspruchen. Denn wenn sie das getan hätte, hätte Mr. J.L.B. Matekoni mit Sicherheit das Geräusch gehört und darauf bestanden, den Lieferwagen zu inspizieren, um herauszufinden, was zu tun war. Und wenn er das getan hätte, wäre ihr treues Auto für unbrauchbar erklärt worden – da war sie sich sicher.

Um das zu vermeiden, unterrichtete sie Mr. J.L.B. Matekoni beim Frühstück von ihrer Entscheidung, zu Fuß zur Arbeit zu gehen.

»Das ist gut«, sagte er. »Wenn alle Menschen zur Arbeit laufen würden, würden sie eine Menge Benzin sparen. Und es gäbe weniger Autos auf den Straßen und weniger Staus.«

»Und weniger Arbeit für Automechaniker?«, fügte Mma Ramotswe fragend hinzu.

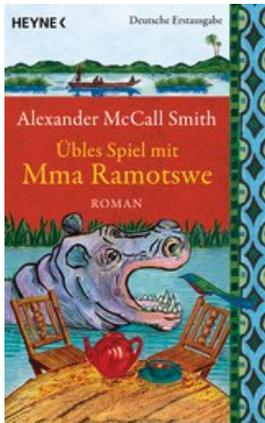
Mr. J.L.B. Matekoni schüttelte den Kopf. »Für Mechaniker ist immer genug Arbeit«, sagte er. »Selbst

wenn alle Menschen laufen würden, gäbe es Maschinen, die kaputtgingen.« Er dachte einen Augenblick nach. »Und es wird immer Arbeit für Mechaniker geben, die die schlampige Arbeit anderer Mechaniker ausbügeln müssen.«

Sie sahen sich an. Es war vollkommen klar, was er damit meinte, denn er bügelte ständig die Fehler seiner Lehrlinge aus, wie er Mma Ramotswe kürzlich gestanden hatte. Sie schwieg und hoffte, dass er nichts über den winzigen weißen Lieferwagen sagen würde. Mit diesem Problem wollte sie sich später auseinandersetzen. Es gab bestimmt irgendeine Lösung – vielleicht ein diskreter Besuch bei einer anderen Werkstatt, wo man den Lieferwagen reparieren würde, ohne dass Mr. J.L.B. Matekoni je davon erfuhr. Es war sogar möglich, dass das Geräusch von selbst wieder verschwand; manche Motorengeräusche traten nur vorübergehend auf, weil sie vielleicht das Ergebnis einer verstopften Benzinleitung waren oder weil vielleicht ein winziger Kieselstein an die falsche Stelle geraten war – es gab viele harmlose Erklärungen. Mit ein wenig Glück traf eine solche auch auf das derzeitige Geräusch ihres Lieferwagens zu. Bei Autos wusste man nie, genau wie beim Leben selbst.

Sie brach frühzeitig auf. Die Bewältigung der Strecke vom Zebra Drive zu dem Gebäude, das sich die *No. 1 Ladies' Detective Agency* und die Werkstatt *Tlokweng Road Speedy Motors* teilten, dauerte im Auto etwa zehn Minuten oder sogar weniger, aber zu Fuß würde sie mindestens vierzig Minuten in Anspruch nehmen. Mma Ramotswe beschloss, eine Stunde einzuplanen, auch

wenn es nicht schlimm wäre, wenn sie ein wenig zu spät kommen würde: Ihr erster Termin, der mit Mr. Molofo-lolo, war erst um zehn, und davor gab es nicht viel zu tun. Mma Makutsi hatte bestimmt schon die Post geholt, falls es heute welche gab, und die Ablage erledigt, die am gestrigen Tag liegen geblieben war. Außerdem gab es ein oder zwei kleinere Fälle, an denen ihre Assistentin gerade arbeitete und zu denen sie vielleicht an diesem Vormittag Berichte schrieb. Mma Makutsi war eine begeisterte Berichteschreiberin und führte einen prall gefüllten Aktenordner mit der Aufschrift *Vorläufige Berichte*, der in Mma Ramotswes Augen allein den Zweck erfüllte, Mma Makutsi die Zeit zu vertreiben, wenn gerade wenig zu tun war. Für Mma Ramotswe war dieser Aktenordner so etwas wie Mma Makutsis Tagebuch, aber das sagte sie nicht. Ihre Assistentin konnte launisch sein, und Mma Ramotswe hatte nicht vergessen, dass sie vor nicht allzu langer Zeit ihre Kündigung eingereicht hatte. Auch wenn sie ihrem Arbeitsplatz weniger als einen Tag ferngeblieben und dann zurückgekehrt war, als sei nichts gewesen, rief sich Mma Ramotswe immer wieder ins Gedächtnis, dass es Mma Makutsi nicht mehr wirklich nötig hatte zu arbeiten, jetzt, wo sie mit Mr. Phuti Radiphuti verlobt war, Eigentümer des Möbelgeschäfts *Double Comfort* und als solcher ein wohlhabender Mann. Sie achtete daher sehr darauf, ihre manchmal recht reizbare Assistentin nicht zu kränken, und wenn sie ihren mit vorläufigen Berichten gefüllten Aktenordner mit einem Tagebuch verglichen hätte, wäre eine Kränkung unvermeidlich gewesen.



Alexander McCall Smith

Übles Spiel mit Mma Ramotswe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-26570-7

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Wenn es etwas gibt, womit sich botswanische Detektivinnen weniger auskennen als Männer, so ist es Fußball. Daher ist es ein leidiger Zufall, dass sich Mma Ramotswe in ihrem neuen Fall ausgerechnet mit den Kalahari Swoopers beschäftigen muss: Deren mächtiger Boss fürchtet, dass ein Verräter im Team absichtlich Spiele sabotiert. Ein äußerst heikler Fall also, bei dem unglücklicherweise auch die Ko-Detektivin Grace Makutsi wenig helfen kann, da ihr privat eine Katastrophe droht ...